

Müscheder Blätter

Beiträge zur Heimatgeschichte, September 2015, 48. Folge

Erinnerungen an die masurische Heimat und die Flucht in den Westen

Im Garten der Müscheder Familie Fritz Oberg erinnert eine Weinranke an die masurische Heimat der Ehefrau Elfriede geb. Schulz. Ihre Tochter Sigrid hatte 1983 die frühere Heimat ihrer Mutter im heutigen Polen besucht und einen kleinen Ableger aus dem ehemaligen Hofgarten der Familie mit nach Müschede gebracht. Ihr Vater Fritz pflanzte ihn an der Sonnenseite ihres Gartens am Sültkamp ein. Dort ist der zarte Ableger inzwischen zu einer prächtigen Laube herangewachsen. Für Elfriede Oberg ist es der schönste Platz in ihrem Garten: „So habe ich ein Fleckchen erste Heimat auch in meiner zweiten Heimat.“¹

Elfriede Oberg erinnert sich gerne an ihre behütete Kindheit in dem masurischen Ort Jürgen (auch: Jurgen, Jurcken, Jurgcken, Jurken). Ihre Eltern, Emil Schulz verheiratet mit Luise Margarete geb. Pohl,

bewirtschafteten einen Hof von etwa 17 ha Größe mit einem Viehbestand von 3 Pferden, 6 Rindern, 10 Schweinen, 20 Gänsen und Enten, 30 Hühnern und 3 Schafen². Zu dem Anwesen gehörte ein kleiner See, nur einen Steinwurf von den Hofgebäuden entfernt, mit leuchtenden Seerosenfeldern und einem fast unerschöpflichen Fischbestand. Am Ufer lag ein schwerer Kahn, mit dem der Vater hinausruderte, um Netze aufzustellen und Reusen auszulegen. Oft lud er dazu Freunde und Verwandte ein. Es war stets eine fröhliche Runde, in der einige Gläschen „Bärenfang“ zusätzlich für Stimmung sorgten.

Aber auch die endlosen Kornfelder mit den wogenden Ähren, die wie ein Meer mit nie endenden Wellen aussahen, sind in der Erinnerung fest verankert. Es war gefährlich, diese Felder zu durchstreifen, da man leicht die Orientierung verlieren konnte und dann vielleicht nicht mehr herausfinden würde. So ist wohl auch das furchterregende masurische Märchen von der Kornmumie mit eiserner Brust zu verstehen, das die Kinder vom Eindringen in die hochgewachsenen Kornfelder abhalten sollte.

Sigrid und Friedhelm Oberg mit ihrer Mutter Elfriede Oberg geb. Schulz in der Laube ihres Müscheder Gartens. Die Weinranke entstammt einem Ableger aus der masurischen Heimat der Familie Schulz.





Elfriede Schulz im Alter von 17 Jahren mit ihrem Akkordeon im Fischerkahn auf dem hofeigenen See in Jürgen, Kreis Treuburg.

Ihre Erinnerungen an die masurische Heimat, die Flucht und den Neubeginn im Westen hat Elfriede Schulz in ihrem autobiografischen Werk: „Der Rucksack“ beeindruckend festgehalten. Durch die Ehe mit dem Müscheder Friedrich Oberg wurde Müschede zu ihrer neuen Heimat. Hier, in ihrem Haus, wohnt sie mit ihrer Tochter Sigrid, ganz in der Nähe der Wohnorte ihrer Kinder Friedhelm, Heidemarie und Rita. Wir danken Elfriede Oberg für die Überlassung eines Exemplars ihrer Biographie, aus der wir nachfolgend mit ihrer freundlichen Genehmigung die Erlebnisse ihrer bewegten Jugendjahre auszugsweise wiedergeben.

Das Hofleben

Unsere Verwandten waren nicht arm, und so freuten wir Kinder uns - meine Schwestern Lieschen, Erna und Gerda, meine Brüder Willy, Emil, Ernst und ich - wenn sie zu Besuch kamen. Sie schenkten uns dann oft 10 oder 50 Pfennige und wir fühlten uns wie Könige.

Tante Johanna aus Königsberg war meine liebste Tante. Sie hat oft Arbeiten in unserem Haushalt übernommen, die wir Kinder eigentlich erledigen mussten. So hatten wir mehr Zeit für unsere Entdeckungsreisen. Der Dachboden war ein schier unerschöpfliches Paradies, voller Geheimnisse.

Was es da alles zu stöbern gab: Mieder aus Spitzen, Leibchen aus Stickereistoff und Unterwäsche mit Beinen bis unter die Knie, hinten mit einer praktischen Klappe zum Auf- und Zuknöpfen. Auf jeden Fall wollten wir diese Stücke irgendwann selbst einmal tragen.

Auf dem Boden stand auch der Vorrat an Brotmehl, Weizenmehl, Haferflocken und Grütze. Oft nahmen wir die Katze mit hinauf. Dann machten wir Jagd auf Mäuse. Was wir erwischten, schlugen wir tot. Es waren ja Schädlinge, und wir hielten das für ganz normal. Einmal fanden wir eine Pappröhre in einem Kasten, den wir eigentlich nicht öffnen sollten. Als unsere Mutter das Haus verließ, um unserem Vater das Vesperbrot auf das Feld zu bringen, nutzten wir die Gelegenheit und beschäftigten uns mit dieser Kiste. In der Pappröhre steckte ein aufgerolltes Bild mit einem großen Engel. Darunter stand, dass unser Onkel Hermann Schulz sein Leben für das Vaterland 1915 im ersten Weltkrieg gelassen hatte.

Als wir das Bild ausgerollt hatten, stellten wir uns barfuß auf die Ecken des Papierbogens und sahen uns den Engel an. Plötzlich weinten alle auf Kommando los. Als die Haustür ging, hörten wir schlagartig auf zu weinen. Schnell wurde die Röhre wieder versteckt. Einer von uns sagte schließlich: „Mensch, der ist ja schon so lange tot.“ Emil ergänzte: „Vielleicht hat der uns vom Himmel oben

gesehen.“ Ernst beschwichtigte: „Der kennt uns ja gar nicht.“

Das Erlebnis hatte uns Kinder irgendwie verändert. Er war in den Karpaten gefallen. Seine Mutter, unsere Großmutter, sei, so erfuhren wir von unseren Eltern, dann vier Monate später vor Leid, kaum 50-jährig, verstorben. Wir haben sie nie kennengelernt.

Emil, Ernst und ich waren ein lustiges Gespann. Eines Tages sollten wir vom Boden Heu herunter werfen. Unten im Stall stand ich, um das Heu von der Luke wegzunehmen, wartete und wartete, doch es kam nichts. Ich hörte vom Hof her immer nur „Klack, Klack.“ Da hatten doch die Hühner auf dem Heuboden heimlich über zwanzig Eier gelegt. Es war in der Weihnachtszeit, der Boden und auch die Eier waren hart gefroren. Meine Brüder warfen mit den Eiern und riefen mir zu: „Guck mal, unsere Hühner legen Eier wie Steine. Die kannst du werfen wie der Deiwel, die gehen nicht kaputt.“ Dann wurde unsere Mutter aufmerksam und schaute aus dem Küchenfenster. Am anderen Tag waren die Eier aufgetaut. Mittags gab es eine riesige Pfanne Rührei.

Unser Ideenreichtum kannte keine Grenzen. Besonders hatten es uns die jungen Tiere angetan, wie zum Beispiel die Kälber. Hielt man ihnen die Finger hin, saugten sie ständig daran. Die jungen Tiere waren besonders niedlich. Es ließ sich aber nicht jedes Kalb alles gefallen. Wir betasteten das kleine Euter, und das Tierchen stellte sich breitbeinig hin. Nach einiger Zeit wurde es empfindlicher

und wehrte sich, dann haben wir es aus sicherer Entfernung mit einem Strohhalm weitergekitzelt. Das war gemein. Gut, dass es unsere Eltern nicht bemerkt haben, denn als aus dem Kälbchen eine Kuh geworden war und gemolken werden sollte, ließ es niemanden an sich heran. Es hat nie jemand erfahren, was wir dieser Kuh als Kälbchen angetan hatten.

Wenn in unserer Gemeinde etwas bekanntgegeben werden musste, schickte der Bürgermeister ein Umlaufschreiben an alle Betroffenen. Man nannte diesen Umlauf „Krawul“, er wurde von Hof zu Hof weitergereicht. Nach einiger Zeit musste der „Krawul“ von allen unterschrieben beim Bürgermeister wieder ankommen. Als wieder einmal ein „Krawul“ unterwegs war, lag viel Schnee und es war sehr kalt. Meine Brüder Emil und Ernst sollten ihn zum Nachbarn bringen, hatten den Zettel aber im Schnee verloren, was von ihnen allerdings bestritten wurde. Nach einigen Tagen hing im Dorf am schwarzen Brett ein Aushang, dass das Umlaufschreiben verloren gegangen sei und noch einmal rundgehen müsse. Im Frühjahr, als der Schnee getaut war, fand unser Vater den „Krawul“. Damit kam die ganze Wahrheit heraus.

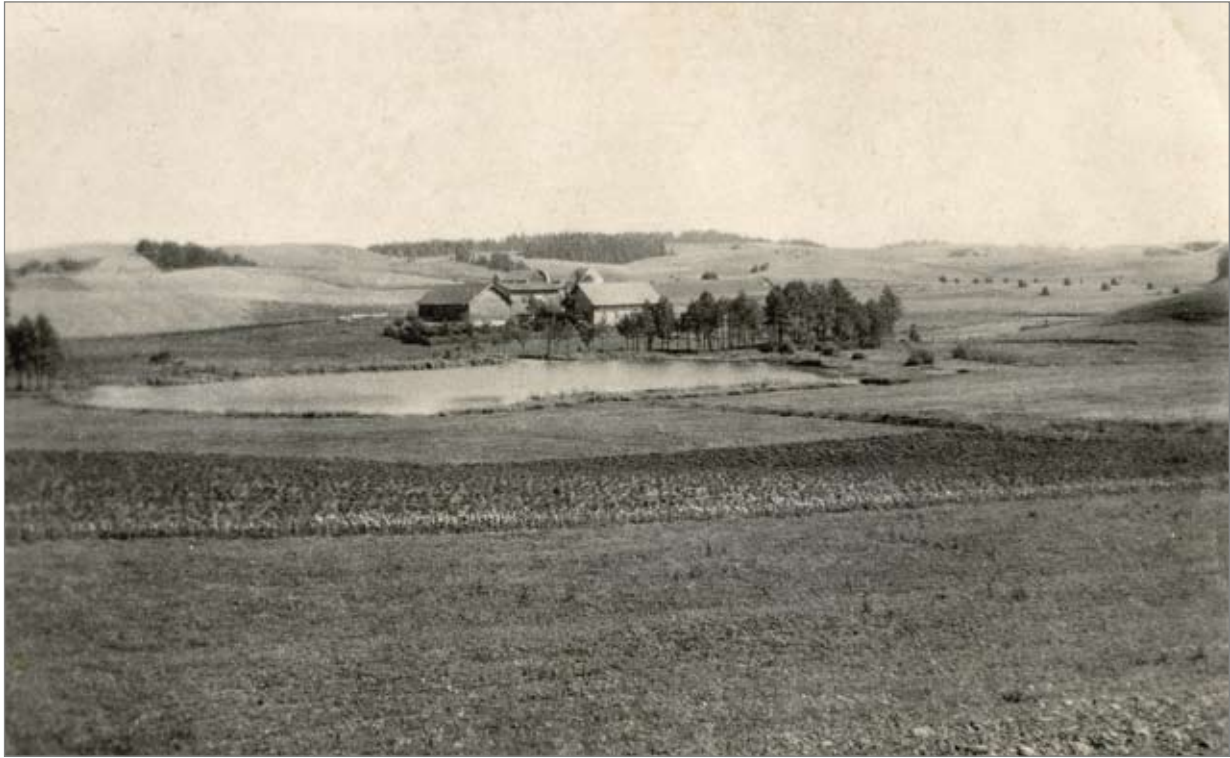
Es war kurz vor Weihnachten. Wir hatten lange Ketten aus Haferstroh geflochten. Dafür wurden besonders schöne Halme ausgesucht. Die wurden abwechselnd mit rund oder eckig geschnittenen Transparentpapierstückchen verknüpft. Unsere Mutter gab uns einen handgesponnenen Zwirnsfaden. Damit verstärkten wir die Haferstrohkette, so dass



Links: Elfriede Schulz im Fluchtjahr 1945 im Alter von 17 Jahren.

Unten: Die Volksschule in Jürgen. Vom Hof der Familie Schulz führte ein einfacher Feldweg zur etwa 3 km entfernt liegenden Schule in Jürgen. Im Winter mussten sich die Kinder regelrecht durch den Schnee kämpfen, der oft bis zur Schulter reichte. Nicht selten lagen die Temperaturen bei 25° bis 30° C minus.





Historische Aufnahme der Hofanlage Schulz in Jürgen, mit dem südlich gelegenen, hauseigenen See. Im Hintergrund, die hügelige Landschaft Masurens. Die Aufnahme entstand Mitte der 1930er Jahre.

man sie spannen konnte. Jeder im Ort wollte die schönste Kette vorweisen. In Ostpreußen machte man das in fast allen Familien, auch in solchen, die sich die Kette fertig kaufen konnten. Es gehörte einfach zur Adventszeit.

Wir hatten auch damals schon Kugeln am Christbaum, goldige, silberne und grüne. Unser Hofhund, Fido hieß er, den ich Heiligabend ins Haus holen durfte, sprang an den Baum und biss die schönen, alten Kugeln kaputt. Fido bekam von mir trotzdem ein Stück Blutwurst. Da ich selbst gerne Blutwurst aß, meinte ich, der Hund würde die dann auch gerne fressen. Auch Pfeffernüsse mochte er sehr gern. Alle Tiere bekamen von mir zu Weihnachten eine Extraportion.

Fido war ein ganz besonderer, sehr intelligenter Hund, ihm fehlte eigentlich nur noch die Sprache. Von weitem hörte er, wenn jemand auf den Hof kam und meldete es uns durch sein Bellen. Kamen wir Kinder aus der Schule, machte er nur einmal „Blaff“, da waren wir mindestens noch 300 Meter von Zuhause weg. Zankten sich die Hühner oder Gänse, biss er in die Kette und schüttelte sie wie verrückt. Den Schornsteinfeger, den Postboten, den Tierarzt und unseren Hausarzt konnte er gar nicht leiden. Hatte sich ein Tier im Stall losgerissen, hatte er ebenfalls ein besonderes Bellen.

Im März 1944 passierte Folgendes: Es war schon

nach 10 Uhr abends, und die ganze Familie war im Haus. Der Hund schlug an, und unser Vater sagte: „Der da kommt, den kennt Fido!“ Die Haustür ging auf und feldmarschmäßig, mit Karabiner und Pistole bewaffnet, trat unser Bruder Willy über die Schwelle. Seit zwei Jahren war er in Russland gewesen, ohne in dieser Zeit einmal Heimaturlaub gehabt zu haben. Unser Fido hatte ihn sofort erkannt. Wir haben alle vor Wiedersehensfreude geweint.

Krieg und Flucht

Der Krieg kam näher. Am 22. Oktober 1944, ein Sonntag, wer konnte es ahnen, dass wir an diesem Tag unsere Heimat verlassen mussten. In der Nacht wurden meine Eltern von Stimmen hinter dem Haus wach. Es waren Mitglieder der Hitlerjugend, die unser Bürgermeister von Hof zu Hof geschickt hatte, um uns aufzufordern zu fliehen. Der Russe griff an; es war vier Uhr nachts. Wir wurden geweckt und waren ganz ratlos, unfähig zu denken. „Erst schlachten wir ein Schwein“, sagte mein Vater, „damit wir etwas zum Essen haben.“ Auch mussten wir uns für eine Kuh entscheiden, die uns auf der Flucht begleiten sollte. Sie durfte nicht so langsam sein. Die anderen Kühe wurden in das Dorf getrieben, wo sie dann mit anderen von Treibern in Richtung Lötzen getrieben wurden. Unsere Kühe hatten Namen; und wir entschieden uns für Tulla,



Das Gelände der ehemaligen Hofanlage Schulz in Jürgen (aufgenommen anlässlich eines Besuches der Familie Oberg im Mai 1996). Im Vordergrund rechts Reste der Hauseingangstreppe, im Hintergrund der hauseigene See.

weil wir für den kleinen Wilfried, Sohn meiner Schwester, Milch brauchten.

Um vierzehn Uhr sollten alle im Dorf sein. So blieben uns lediglich zehn Stunden für die Vorbereitung unserer Flucht. Der Wagen war schnell voll, und für viele wichtige Sachen war kein Platz mehr. Die Kälber, Schweine, Schafe und das Geflügel wurden aus den Ställen gejagt. Die Türen und Tore wurden weit aufgemacht und festgezurt. Mir taten die Tiere leid. Was wir liebevoll groß gezogen hatten, mussten wir einfach rausjagen.

Wir waren für das Dorf Rosoggen, Kreis Sensburg zugeteilt. Dort mussten wir hin. Inzwischen hatten wir das nicht so Wichtige von unserem hochbeladenen Wagen wieder abgeladen. So fuhren wir traurig vom Hof. Unsere Mutter weinte, Vater war so ernst, wie ich ihn nie gesehen hatte.

An diesem ersten Tag unserer Flucht legten wir ungefähr 20 Kilometer zurück. Unsere Kuh mussten wir durch den Straßengraben führen. Ihr taten die Klauen weh, das merkte man.

Es war bereits dunkel, als wir Halt machten, irgendwo im Wald Masurens. Die Kuh legte sich gleich hin. Leider mussten wir sie mit einem Stock wieder hochtreiben. Wir brauchten Milch für unseren kleinen Neffen. Auf einem winzigen Feuerchen kochten wir Milchbrei für das Kind, es war erst

dreizehn Monate alt. Dann suchten sich jeder einen Platz auf dem Wagen. Wir müssen dann, egal wie, eingeschlafen sein.

Morgens pökelten unsere Eltern das Fleisch in der Tonne. So konnte es nicht mehr verderben. Dann haben wir die Kuh gemolken, und es gab wieder Milch und Brot. Das hatten wir auf Vorrat gebacken für den Fall der Flucht. Irgendwo an einem See wurden die Tiere getränkt und gefüttert. Es ging weiter über Widminnen in Richtung Lötzen-Arys.

Als wir zwei Tage unterwegs waren, merkten wir erst, was wir am notwendigsten brauchten, und was uns fehlte. So fuhren meine Schwester Gerda und ich per Anhalter mit der Wehrmacht zurück ins Frontgebiet. Als wir in unserem Dorf ankamen, staunten die zurückgebliebenen Leute nicht schlecht, als sie uns sahen. Unser Hofhund trieb sich beim Nachbarn herum, und unsere Katze Piss sprang mir direkt auf die Schulter. Wir nahmen den Kinderwagen, den wir für Wilfried dringend brauchten und packten ihn voll. Dann köpften wir noch fünf Hühner und nahmen mit, was wir tragen konnten. Im Dorf roch es überall nach Gänsebraten. Warum sollten unsere Soldaten nicht essen? Es liefen ja Unmengen an Geflügel und Vieh herum.

Wir sind dann per Anhalter mit unserem Gepäck - wie verabredet - zu unserem Onkel Willy an den Spirdingsee gefahren. Dort war inzwischen auch

unsere Schwester Erna, Wilfrieds Mutter, die beim Abmarsch aus unserem Dorf nicht anwesend war, nach einer langen Irrfahrt ebenfalls eingetroffen. Von einem 80-jährigen Mann aus unserem Dorf, der nicht fliehen wollte, hatte sie erfahren, dass wir auf dem Weg nach Sensburg waren. Zu dritt machten wir uns dann auf den Weg zu unseren Eltern, die in Rosoggen bereits auf uns warteten.

Die Pferde und die Kuh bekamen dort einen Platz im Stall. Unser Vater musste wieder zurück, um weitere Panzersperren zu bauen. Die Bäuerin stöhnte, unsere Pferde fräßen ihnen das Futter auf. So beschlossen unsere Mutter und wir, noch einmal zu unserem Onkel am Spirdingsee zu fahren, um eine Fuhre Klee und Hafer zu holen. „Wir fahren im Frühling doch wieder nach Hause“, sagte unsere Mutter. „Dann brauchen wir unsere Pferde, und wir haben ja auch noch Tulla, unsere Kuh.“

Also fuhren wir früh morgens mit unseren durch Krankheiten geschwächten Pferden los. Sechzig bis siebzig Kilometer weit war es nach Tuchlinnen zu unserem Onkel. Wir waren 15 Stunden unterwegs. Unsere Tante konnte unsere Pferde nicht im Stall übernachten lassen, da Ansteckungsgefahr bestand. Gegen zweiundzwanzig Uhr haben wir dann unsere Pferde gefüttert und warm eingedeckt. Am nächsten Morgen weckte uns unsere Tante. Sie hatte fünf französische Kriegsgefangene, die unseren Wagen schon beladen und gebäumt hatten. Um zehn Uhr sind wir dann losgefahren. Wir durchfuhren Masuren von Arys, Richtung Nikolaiken auf Sensburg zu. Öfter als am Vortag legten wir mit unseren schlappen Pferden Futterpausen ein. Es fing schon an zu dämmern, und wir waren von unserem Ziel noch weit entfernt. Ich hatte Angst. In dem Gebiet wimmelte es von Partisanen. Wir sahen einen Wegweiser und kamen nach neunzehn Stunden total übermüdet, mit zitternden Armen in Rosoggen an, wo wir von unsrer Mutter schon sehnhlichst erwartet wurden.

Der Bäuerin des Hofes, auf dem wir untergebracht waren, war unsere Kuh ein Fresser zu viel, obwohl wir unser eigenes Futter für unsere Tiere hatten. So führten mein Bruder und ich schweren Herzens bei zwanzig Grad minus Tulla zu Fuß nach Sensburg zum Schlachthof. Zwanzig Kilometer waren wir marschiert, nicht eine Mark haben wir bekommen, nicht einmal ein Blatt Papier auf dem gestanden hätte: „Eine Kuh abgeliefert“. Aber das Wichtigste waren unsere Pferde.

Unsere Schwester Erna war mit Wilfried vorsichtshalber von ihrem Mann bereits im November zu ihren Verwandten nach Sachsen gebracht worden.

Schwester Gerda hatte einen Transport begleitet und war irgendwo in der Nähe von Dresden geblieben. Für den Rest der Familie wurde es ein trauriges Weihnachtsfest 1944. Die Familie auseinandergerissen, Vater am Schanzen, und der Geschützdonner rückte immer näher. Wir waren an dem Nullpunkt angelangt. Wut und Verachtung empfanden wir. Es musste doch etwas geschehen, eine Wende eintreten. Nichts geschah.

Woher nahm unsere Mutter die Kraft zu beten? Ich schrie sie an: „Ich kann nicht beten, wo bleibt denn der liebe Gott, wenn er uns jetzt nicht hilft? Ich glaube, sie hat für mich Wochen, Monate und Jahre gebetet. Wie wäre ich sonst so unbeschädigt durch dieses Chaos gekommen?“

Inzwischen war der ostpreußische Winter eingezogen. Der Schnee lag 90 bis 100 Zentimeter hoch bei Temperaturen von 20° bis 25° minus. So war die Zeit vergangen, und inzwischen ahnten wir, dass sich die Hoffnung unserer Mutter: „Wir fahren im Frühling doch wieder nach Hause“ wohl nicht erfüllen würde.

Es war am 15. Januar 1945. In der Nacht hörten wir auf der Straße Fahrzeuge. Wegen der Frontnähe hatten sie ihre Lichter ausgeschaltet. Wir gingen hinaus und sahen unsere Wehrmacht auf dem Rückzug. Sie hatten Pferde vor Personenwagen gespannt, da sie kein Benzin mehr hatten. Unsere Mutter sagte: „So sehen keine Gewinner aus.“ Auf Schlitten, mit denen eigentlich Langholz transportiert wurde, lagen Verwundete ohne Decken und ohne Stroh, bei schrecklicher Kälte. Ihr Gewimmer schallte laut in die Nacht. Durch Geschützdonner und durch Äußerungen der vorbeiziehenden Soldaten erfuhren wir, dass der Russe angriff. Bis jetzt war es verboten zu fliehen. Aber am 23.01.1945 fuhr ein Militärfahrzeug durch die Dörfer und gab über einen Lautsprecher bekannt: „Wer will, kann fliehen!“

Am nächsten Morgen kamen deutsche Soldaten in unser Zimmer: „Was Mädchen, ihr seid noch hier? Macht bloß, dass ihr wegkommt. Was meint ihr wohl, was die Russen mit euch machen!“ Ich sagte zu der sechzehnjährigen Tochter unserer Quartiergeberin: „Geh doch mit!“ Sie wollte auch. Aber die Mutter, eine grobschlächtige Bäuerin, sagte wörtlich: „Wo ich krepriere, kann sie auch krepieren!“ So blieb sie dort und ist an den Folgen von Vergewaltigung und Typhus gestorben.

Meine Mutter packte sofort das Nötigste für mich in einen Koffer. Der Soldat, ein väterlicher Typ, sagte mit Nachdruck: „Los mit dir, wir haben schon viele junge Mädchen auf unserem Raupen-



Emil Schulz 1947 in Kirchgrambow / Mecklenburg auf seinem Hannoveraner Zuchthengst Peter. Die Pferdezucht hatte in Ostpreußen einen hohen Stellenwert. Fast jeder kleine Bauer hatte ein paar edle Stuten im Stall. Sie waren der Stolz der Familie.

schlepper, hab kein Angst.“ Unsere Mutter meinte es gut mit mir. Sie gab mir noch 500 Reichsmark für meine Reise mit. Sie verabschiedete sich mit einem innigen: „Kind, geh mit Gott!“ Ich kann gar nicht ausdrücken, was das für ein Abschied war. Es sollten dreizehn Jahre vergehen, bis wir uns wiedersahen.

Wir fuhren über Bischofsburg an Flüchtlingen und gefangenen Franzosen vorbei, die an Gürteln oder Bindfäden ihre Koffer hinter sich herzogen. Es war eisig kalt. Die Franzosen hatten nicht einmal Mäntel an. Mütter mit Kinderwagen im eisigen Schneegestöber mit Kindern, die schon tot waren, vor Kälte erfroren.

Wir waren schon einen ganzen Tag und die Nacht unterwegs gewesen, als wir in den Park vor dem Schloss Loßainen fuhren. Auf das Parkett im Festsaal hatte man Stroh gelegt. Der Schlossherr selbst war bereits geflohen. Der väterliche Spieß sagte zu uns: „Mädchen, holt euch heißen Kaffee.“ Wir Mädchen setzten uns in eine Ecke ins Stroh, und wäre nicht der Glanz des Barock gewesen, hätte man geglaubt, in einem Stall zu sein. Dieser Gestank! In einer Ecke lagen verwundete Soldaten, Mütter mit kleinen Kindern, alte, schwache und kranke Leute. Ich stellte fest, dass wir jungen Mädchen



Der Rucksack wurde Elfriede Schulz auf der Flucht von einem Soldaten geschenkt mit den Worten: „Nimm ihn, er braucht ihn nicht mehr!“ Erst später bemerkte sie das Einschussloch und das Blut. Sie hat ihn bis heute aufbewahrt.

noch am besten dran waren. Wir hatten Sorge, ob uns die Truppe auch weiter mitnehmen würde. Doch der Kompanievater versicherte uns: „Solange wir fahren, bleibt ihr bei uns.“

Die Flucht ging weiter über Röbel in Richtung Bartenstein. Ständig waren russische Flugzeuge am Himmel, und die russische Artillerie schoss auf die Fluchtstraße, wir waren eingekesselt. Die Menschen und die Zeit waren unbarmherzig, wie der ostpreußische Winter. Zum Glück hatte unsere Truppe noch Spritt, um weiter zu fahren. Während der Berg- und Talfahrt fiel mein Koffer auf die Straße. Ein Soldat sprang schnell ab und sammelte meine Kleider ein. Ein Mann von unserem Fahrzeug war ausgestiegen und brachte mir einen Wehrmachtstrucksack. „Hast du ihn jemand abgenommen,“ fragte ich ihn? Er sagte: „Nimm ihn, er braucht ihn nicht mehr.“ Viel später erst sah ich den Ein- und Ausschuss. Das Blut ist auch nach mehrmaligem Waschen heute noch zu erkennen. Den Rucksack besitze ich heute noch. Ich kann mich davon nicht trennen.

Der Russe war uns auf den Fersen. Es wurde bereits dunkel, als wir in Bartenstein ankamen. Hier gab es entsetzliche Fliegerangriffe auf die Menschen mit ihren Fuhrwerken. Es gab keinen Fliegeralarm oder sonstige Warnungen. Dachzie-



Emil Schulz, landwirtschaftlicher Gehilfe auf dem Hof Lentmann in Müschede, 1954 auf der Hüstener Kirmes.

gel flogen durch die Luft. Wir mussten aufpassen, dass uns die Trümmer nicht an den Kopf flogen. Bartenstein brannte. Die Menschen schrien und weinten, Pferde waren verwundet, unglaublich, was dort geschah. Die Hälfte der Mädchen hatte sich auf der Flucht verloren. Um das nackte Leben gerannt, kamen wir schließlich in Mehlsack an. Unser Papa Spieß sagte: „Jetzt müsst ihr allein weiter. Wir sollen nach Zinten, aber da ist schon der Russe.“ Väterlich strich er mir über den Kopf und sagte: „Mach es gut, Kleine.“

Wir Mädchen zogen zu Fuß in Richtung Bahnhof. Dort stände ein Zug bereit, der sollte nach Braunsberg fahren, sagte man uns. Tatsächlich stand dort ein Lazarettzug, in dem noch etwas Platz war. In Braunsberg angekommen, bot sich uns ein grausames Bild. Es war der 1. Februar 1945.

Aus dieser zerschossenen, brennenden Stadt bewegte sich ein dunkler Wurm von Flüchtlingen in Richtung Frauenburg am Frischen Haff. Ich schlich durch die Stadt, um vielleicht Bekannte zu treffen. Ein alter Mann, ein Nachbar aus unserer Heimat

erkannte mich. „Friedchen, Friedchen,“ schrie er so laut er konnte. Ich kletterte zu ihm auf den Wagen. Er sagte zu mir: „Wenn dein Vater nicht mehr lebt, bleibst du bei mir auf dem Wagen.“ Für mich waren das zwar gut gemeinte, aber harte Worte. Er öffnete seinen Brotbeutel und gab mir ein Stück Kommissbrot und sagte: „Nur trockenes Brot kann ich dir geben, wir sind nicht mehr zu Hause.“ Er war ein wohlhabender Bauer gewesen.

Von Wagen zu Wagen wurde die Nachricht weitergegeben: "Auf einem der Wagen sitzt dem Schulz seine Tochter.“ Es dauerte nicht lange, und Papa und ich flogen uns weinend in die Arme. Ich konnte nicht aufhören zu weinen. Was hatte ich ein Glück gehabt, hier meinen Vater wiederzufinden.

Vaters Kompaniechef, ein pensionierter Lehrer aus dem Nachbarort, trat mir seinen Platz auf Vaters Wagen ab. „Deine Tochter gehört jetzt auf deinen Wagen.“ Zuerst bekam ich von Vater trockene Socken und Kommissschuhe, die viel zu groß waren. „Dann ziehst du eben drei Paar Socken an,“ sagte er. Als es dunkel wurde, zogen wir weiter in Richtung Frauenburg. Es war die Nacht zum 2. Februar 1945. In Frauenburg ging es auf das zugefrorene Haff. Wir sollten fünfzig bis achtzig Meter Abstand einhalten. Unheimlich war es auf dem Eis, denn wir sahen sehr viele eingebrochene Wagen und von russischen Fliegern tödlich getroffene Menschen und Pferde.

Der Fluchtweg auf dem Eis hatte eine Breite von über hundert Metern. Auf der Mitte des Haffs mussten wir die Fahrrinne, die von Eisbrechern freigehalten wurde, überqueren. Die schwimmende Brücke, mit der wir die Fahrrinne überquerten, schaukelte furchtbar. Die Strecke bis zur Nehrung nach Kahlberg sollte zwölf Kilometer betragen. Uns kam es vor wie eine Ewigkeit. Neun Stunden waren wir gefahren, als wir endlich nachts in Kahlberg ankamen. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter in Richtung Weichsel. Eine wichtige Frage, die sich alle stellten, war: Wer erreicht den Strom eher, die Russen oder wir?

Die vor uns liegende Strecke führte über Vogelsang, Bodenwinkel, Steegen und Schivenhorst. Die Klappbrücke über einen vorgelagerten Nebenarm der Weichsel funktionierte noch. Ein endloser Treck bewegte sich auf die Weichsel zu. Schließlich sahen wir in der Ferne den Damm des Stroms. Es gab keine Brücke mehr. An zwei Stellen wurde übergesetzt. Die große Fähre nahm 18 Fuhrwerke auf und die kleine 12. Breit war die Weichsel, unheimlich kam sie mir vor. Für das Übersetzen war die Wehrmacht zuständig. Während der Überfahrt



Fritz Oberg (r.) mit seinem Schwiegervater Emil Schulz (l.), seinem Schwager Ernst Schulz (m.) und den Kindern Sigrid und Friedhelm im Sommer 1957.

sagte ein Landser zu mir: „Geh unten rein und wärm dich auf, Kleine.“ Ich tat es. Dort saß ein Landser und löffelte Kartoffelsuppe aus seinem Kochgeschirr. Ich muss wohl auf seinen Löffel gestiert haben. Er aß die Hälfte und gab mir den Rest. Ich griff gerne danach. Die Tränen flossen, obwohl ich das gar nicht wollte. Er strich mir über den Kopf. Ich bedankte mich und ging zu unserem Wagen zurück. Mein Vater sagte auf Platt: „Et gefd doch gode Mensche.“

Wir mussten uns beeilen, der Russe war wieder hinter uns. Wir fuhren durch die Kaschubei in Richtung Neustadt nach Hinterpommern. Die schweren Geschütze schlugen hier und da noch ein, aber den Feind hatten wir nicht mehr direkt auf den Fersen. Wir kamen nach Lauenburg in Pommern. Dort waren die Bewohner auch schon geflohen. Es ging weiter durch Stolp, der Ort war voll von Flüchtlingen. In einer Kirche fanden wir Unterkunft. Am nächsten Morgen ging es weiter. Große Sorgen machte mir unser Vater. Er hustete schrecklich, man konnte ihn kaum verstehen. Am Abend habe

ich an mindestens fünfzehn Häusern angefragt, ob wir eine Nacht im Haus übernachten dürften. Ich kam an ein kleines Häuschen, darin lebte ein älteres Ehepaar. Ich fragte, ob wir bei ihnen eine Nacht auf dem Boden übernachten dürften und bot ihnen zwei Dosen mit Schweinefleisch an. Sie hätten aber nur ein Bett übrig, sagte die Frau, das hatte ich gar nicht erwartet. Vater kam in das Bett, Cognac haben wir den Alten dann auch noch gegeben. Der alte Mann legte sich aufs Sofa, und ich schlief neben der alten Frau im Ehebett. Bevor die Frau in das Bett kam, machte sie ein Kreuzzeichen über uns und besprengte uns mit Weihwasser.

Am nächsten Tag zogen wir weiter in Richtung Rügenwalde/Pommern, Köslin und Kolberg. Die Oder rückte näher und damit auch die feindlichen Angriffe der Engländer und Amerikaner. Wir merkten bald, die waren nicht besser als die Russen. Sie flogen die Treckstraße ab und beschossen uns mit Bordwaffen. Deshalb blieben wir tagsüber im Wald und fuhren im Schutze der Nacht. Über Camin fuhren wir nach Gulnow vor Stettin. Hier wurde ich von

meinem Vater getrennt. Später erfuhr ich, dass die alten Bauern auf die Insel Rerick gebracht worden waren, um Sicherheitsgräben auszuschaufeln. Sie blieben dort bis zum Winter 1945-46.

Ich fuhr mit dem Zug bis Eberswalde und stieg dort um in einen Zug nach Leipzig. Eine Station vor Leipzig wurde der Zug angegriffen, so dass die Fahrt nicht fortgesetzt werden konnte. Z Fuß gingen wir zur letzten Station zurück. An diesem Tag bin ich dann in verschiedenen Zügen über Dessau, Döbeln und Leipzig mit vielen Unterbrechungen nach Chemnitz gekommen. Dort hatte ich wieder einmal Glück. Ein älteres Ehepaar schenkte mir zwei sächsische Pemmen (Butterbrote) mit Leberwurst. Mein Glück konnte ich kaum fassen. Es war der 1. März 1945.

Von Chemnitz ging es weiter über Freiberg in Sachsen nach Brand Erbsdorf. Dort fand ich Arbeit auf einem Bauernhof mit Sägewerk. Ich musste alle Arbeiten machen, die anfielen: Feldarbeit, Haus- und Stallarbeit und Bretter stapeln. Es war eine liebe Familie, aber ich musste viel und hart arbeiten. Länger wollte ich dort sowieso nicht bleiben. In diese Zeit fiel das Ende des Krieges.

Wenn ich ein freies Wochenende hatte, fuhr ich zu meiner Schwester Erna. Sie wohnte mit ihrem Sohn in Erbsdorf. Über das Deutsche Rote Kreuz hatten wir unseren Vater nach anderthalb Jahren wiedergefunden. Er arbeitete bei einem Bauern in Mecklenburg, Bezirk Schwerin.

Am 5. Juli 1946 verließ ich meine Arbeitgeber und fuhr zu meinem Vater nach Mecklenburg. Johannes und Elisabeth Vesper waren unsere neuen Arbeitgeber; unsere deshalb, weil mein Vater und ich gemeinsam in diesem Betrieb arbeiten konnten. Sie waren ein älteres Ehepaar, deren einziger Sohn in Russland vermisst war. Es gehörten eine Schmiede, Landwirtschaft, Gastwirtschaft mit Saalbetrieb, ein Kaffeegarten und einige Gästezimmer zu dem Anwesen. Frau Vesper war eine feine Frau mit gutem Charakter. Ihr Mann, unser Chef, war eine großartige Persönlichkeit, für mich, ein Fels im Meer. Durch beide bekam ich zurück, was mir auf der Flucht verlorengegangen war, mein Selbstvertrauen. Sie erfuhren, dass mein Vater Geschick hatte, mit Holz zu arbeiten. Sie besorgten Holz, und mein Vater fertigte in der Schmiede Holzpanzertoffelsohlen.

Eigentlich hatte ich mich gut eingelebt. Allerdings machten mir meine Mandeln zu schaffen. Der Arzt im Schweriner Krankenhaus sah mir in den Hals und sagte: „Sie brauchen Luftveränderung. Marjell,

hau ab von hier ...“. Mein Entschluss stand fest. Meine Schwester Gerda war mittlerweile im Sauerland gelandet - ich wollte zu ihr. Dieses Vorhaben meinem Vater und meiner Chefin zu erklären, war nicht einfach.

Gemeinsam mit einer Familie, die bei meinen Leuten ebenfalls Unterkunft bekommen hatte, fuhren wir - ich wieder mit meinem Rucksack - mit einem Bauern auf dem Pferdewagen bis Schönberg. Von dort, quer über den zugefrorenen Ratzeburger See, kamen wir nach Ratzeburg. Durch eine Kontrolle englischer Soldaten, die viel Zeit kostete, kamen wir leider nur bis Hamburg-Altona.

Es war ein riesiger Bahnhof! Der Schwarzmarkt stand in voller Blüte. Es war gerammelt voll. Über Lautsprecher wurde laufend vor Taschendieben gewarnt. Ich setzte mich erst einmal wieder auf meinen Rucksack und schaute mich um. Eine Frau in einem Pelzmantel kletterte auf die Theke, legte ihren Mantel ab und tanzte nackt darauf herum. Als die Polizei kam, war sie bereits wieder verschwunden. „Das machen die für Brot und Zigaretten,“ erklärte mir eine Nachbarin.

Da ich im Sauerland eine Arbeitsstelle mit einer Zuzugsgenehmigung erhalten hatte, musste ich mich entscheiden. Bevor es weiterging, musste ich zurück zu meinem Vater, dem es ganz langsam besser ging. Mit den besten Wünschen verließ ich Mecklenburg und meinen Vater im Februar 1948. Über gefährliche Umwege kam ich mit Bekannten nach Lübeck. Gemeinsam fuhren wir nach Hamburg. Dort verabschiedeten wir uns herzlich.

Mein Zug fuhr in Richtung Hamm. Da hätte ich umsteigen müssen. Leider hatte ich Hamm verschlafen und wachte erst in Recklinghausen auf. Der Schaffner hatte mich geweckt: „Sie sind viel zu weit gefahren.“ Ich wollte nachzahlen, doch der Schaffner winkte ab. So kam ich am 5. Februar 1948 in Arnberg an.

In der neuen Heimat

Meine letzte Chefin, Mutter Hedwig, war eine Klasse Frau. Bei ihr habe ich neben der vielen Arbeit auch viel Spaß gehabt. Sie war schon über 70 Jahre alt, stand aber noch mit beiden Beinen fest im Leben. Diese Zeit möchte ich nicht missen. Sie war Katholikin. Eines Tages sagte sie ganz ungezwungen zu mir: „Wollen Sie nicht katholisch werden?“ So empfing ich am 17.12.1950 die Erwachsenentaufe, und acht Tage später ging ich in der Christmette zum Tisch des Herrn. Zur Taufe richtete meine Chefin einen festlichen Nachmittag aus. Es war überhaupt nicht zu merken, dass ich kein Zuhause hatte. Für

sie war ich „Unsere Elfriede!“

1948 lernte ich meinen Friedrich kennen. Er war gerade aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Schon bald hatte er sein volles, blondgelocktes Haar zurück und schöne blaue Augen dazu. Nach über 40 Jahren Ehe gefällt er mir heute noch immer.

Am 5. Juli 1952 wurden wir von Vikar Watolla in Müschede getraut. Er fand nette Worte zu unserer Trauung: „Der Krieg musste kommen, damit diese Menschen zueinander fanden.“ Endlich hatte ich wieder ein richtiges Zuhause. Sogar einen Pachtgarten bekamen wir sofort. Glücklich war ich, wieder Erde zwischen den Fingern zu fühlen. 1953 wurde unsere Tochter Sigrid geboren und ein Jahr später Sohn Friedhelm. 1957 kam Tochter Heidi dazu und 1960 Tochter Rita. Nun waren wir komplett.

1951 fand ich den Wohnort meiner ältesten Schwester Lieschen. Meine Schwester Erna wohnte in Brand-Erbisdorf. Mit ihr und meinem Bruder Willy stand ich im Briefkontakt. Mein Bruder Emil blieb verheiratet in Polen zurück. Im Dezember 1953 bekam mein Vater wegen der Geburt unseres ersten Kindes eine Besuchserlaubnis für den Westen. Nach fünf Jahren konnten wir uns endlich wieder in die Arme schließen. 1954 zog er endgültig von Mecklenburg nach Müschede und fand Arbeit auf dem Hof Lentmann in Müschede, auf dem er sich sehr wohlfühlte.

Dreizehn lange Jahre hat es gedauert, bis meine Mutter, von uns getrennt durch den Krieg, 1957 endlich das frühere Ostpreußen verlassen durfte und zu uns nach Müschede kam. Meine Eltern mussten sich erst wieder aneinander gewöhnen. Für uns Kinder war es auch sehr schwer. Unser Vater starb 1965 im Alter von 74 Jahren. Unsere Mutter überlebte ihn um 20 Jahre. Sie starb im hohen Alter von 94 Jahren im Jahr 1988.

Niemals habe ich zu denken gewagt, die alte Heimat in Ostpreußen noch einmal wiederzusehen. 1996 ist es uns schließlich aber doch gelungen. Gemeinsam haben wir, meine Familie und ich, die Stätten meiner Kindheit aufgesucht. Die Natur ist geblieben, die alten Höfe sind verschwunden, sie wurden abgerissen. Was bleibt ist Sprachlosigkeit. Alles, was uns einmal gehörte, ist verschwunden. Niemals werde ich mein Masuren vergessen, und niemand kann mir die Erinnerung nehmen!

Als wir den Rückweg nach Arnsberg
antraten, regnete es.
Der Himmel weinte für uns.



Fritz Oberg in seinem Garten in Müschede an der Grabenstraße. Im Hintergrund die Rückansicht des Hammerhauses an der Rönkhauser Straße, Ecke Grabenstraße. Im Jahr 1986 wurde es abgerissen.

Fritz Oberg und Elfriede Schulz am 5. Juli 1952 nach der kirchlichen Trauung in der Müscheder St. Hubertuskirche durch Vikar Hubert Watolla.



Quellen:

- 1 Treuburger Heimatbrief, Heft 66, Winter 2013/2014, Hrsg. Kreisgemeinschaft Treuburg e.V. S. 20,
- 2 Ebd., Heft 59, Sommer 2010, S. 69

Die Fotos zu diesem Beitrag hat uns Sigrid Oberg, Müschede, zur Verfügung gestellt.



Die Fluchtroute von dem Heimatort Jürgen, Kreis Treuburg in Masuren, über Arys, Rosoggen, Bischofsburg, Röfel, Bartenstein, Braunsberg, Frauenberg, Neustadt, Lauenburg, Stolp, Rügenwalde, Köslin, Kolberg, Camin, Gollnow, Eberswalde, Berlin, Hamburg-Altona, Hamm nach Arnsherg im Sauerland.



Ist Ihre Bank Ihre Bank?

- Bestimmen Sie den Kurs Ihrer Bank demokratisch mit?
- Sind Sie mehr als Kunde, nämlich Mitglied und damit Teilhaber Ihrer Bank?
- Wurde Ihre Bank mit dem Zweck gegründet, ihre Mitglieder zu fördern?

Erfahren Sie mehr über die Vorteile einer einzigartigen Mitgliedschaft...

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Volksbank Sauerland eG 

Ulrike Granseuer
Kundenberatung Müschede

ISSN 1612-8443
 Müscheder Blätter, 2015, 48. Folge. Hrsg.: Arbeitskreis für Dorfentwicklung und Heimatpflege, Müschede. www.adh-mueschede.de
 Redaktion: Uwe Becker, Albert Hoffmann, Josef Keilig, Hubert Michel, Heinrich Schlinkmann, Bernd van de Sand
 Nachdruck ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Sparkasse Arnsherg-Sundern, IBAN: DE82 4665 0005 0002 0234 22
 BIC: WELADEDIARN
 Volksbank Arnsherg-Sundern, IBAN: DE23 4666 0022 0606 2915 00
 BIC: GENODEM1NEH
 Mit einer Spende auf eines der o.g. Konten leisten Sie einen Beitrag zur Finanzierung der Müscheder Blätter.